

Sylter-Runde

www.sylter-runde.de

zum Thema

Von der Last und Lust des Promovierens – Akademische Titel in der Praxis?

in Verbindung mit dem

Doktorandenkolloquium von Prof. Dr. Dr. h. c. Norbert Szyperski WS 2006/07

am 23. und 24. November 2006

im Hotel Vier Jahreszeiten, Westerland/Sylt

Zu den gegenwärtigen Rahmenbedingungen des Promovierens:

Wir leben in einer Wissensgesellschaft, die sich vor allem dadurch auszeichnet, dass der Produktionsfaktor Wissen (subjektives und objektivierbares) im Vergleich zu Boden, Arbeit, Kapital oder Anlagen zunehmend an Bedeutung gewinnt. Dies drückt sich beispielsweise darin aus, dass physisch greifbare Produkte, wie etwa Automobile, zu umfassenden Informationen aufnehmenden und verarbeitenden Dienstleistungsbündeln werden, hier zum Beispiel in Form der Dienstleistung „Sicherstellung individueller Mobilität“, die dann im Wesentlichen im Automobil verankert ist, aber wesentlich aus Navigationssystemen, Unfallhilfen, Hotelangeboten, Versicherungskontakten usw. besteht. Wissen wird somit operational abruf- und einsetzbar.

Aus Sicht des Einzelnen (der jeweiligen Person und ihres Mikrokosmos) bestehen in Deutschland zwei zentrale – duale – Pfade, um in dieser Wissensgesellschaft beruflich Fuß zu fassen:

- a) über eine Lehre in der Wirtschaftspraxis sowie
- b) über ein – ggf. an die Lehre anschließendes – Studium an einer wissenschaftlichen oder praxisnahen Hochschule (Universität, Fachhochschule, Bildungsakademie etc.).

Beide Bildungswege können auch parallel geschaltet und miteinander verzahnt werden („Duales Studium“). So eröffnen sich berufliche Möglichkeiten sowohl in der

Wirtschaft als auch in der Wissenschaft. Wissenschaft und Praxis sind wiederum auch beide Arenen für Wissensproduktion, woraus sich die zunehmende Notwendigkeit des lebenslangen Lernens zwangsläufig ergibt.

Im Rahmen der beruflichen Möglichkeiten und auch als zusätzliche vorbereitende und weiterführende Schritte in den Beruf existieren weitere Bildungs- und Qualifizierungswege, zu denen auch die Promotion zu zählen ist. Sie ist insbesondere die Voraussetzung für eine akademische Karriere, wird aber auch in der Praxis als wichtige zusätzliche Qualifikation anerkannt, zumindest in Deutschland. In absehbarer Zeit wird – nach der Umgestaltung unserer Studiengänge – der Masterabschluss die Voraussetzung für eine Promotion sein.

Als Trend lässt sich festhalten, dass sowohl das Studium als auch das Promovieren eine zunehmende Strukturierung und Ordnung erfährt. Dennoch ist die Promotion an deutschen Universitäten thematisch noch relativ frei gestaltbar.

Nicht jeder Promotionsversuch ist erfolgreich. Gründe für vorzeitige Abbrüche sind etwa:

- persönliche fachliche Überforderung,
- besonders attraktive Angebote aus der Praxis oder
- familiären Veränderungen.

Je nach Land und den jeweiligen Kulturen sind die Bildungspfade unterschiedlich ausgeprägt. Man denke etwa an Frankreich, wo erst der Abschluss an einer der „grandes écoles“ eine namhafte politische oder wirtschaftsbezogene Karriere ermöglicht, oder an Japan, wo man nach dem Studium „zurück in die Lehre“ in eines der großen wirtschaftlichen Netzwerke/Keiretsu geht und dort meist auch für ein ganzes berufliches Leben verbleibt. Eine ähnliche Situation kannten wir in der deutschen Industrie auch (man war sein Leben lang „Siemensindianer“ in Berlin oder Erlangen) – und etwa zwischen den großen Chemiekonzernen bestand die ungeschriebene „Abmachung“, dass Mitarbeiter zwischen ihnen in der Regel auch nicht wechseln sollten.

Betrachtet man das heutige inländische Bildungssystem, dann muss man sich fragen, warum der Anteil der Studierenden, die aus einkommensschwachen Familien kommen, regelmäßig abnimmt, obwohl doch seit Jahrzehnten dieser Punkt bildungspolitisch thematisiert und mit spezifischen BAFÖG-Maßnahmen angegangen wird. Stigmatisiert dieses Verfahren vielleicht die Empfänger als „Mitglied einer einkommensschwachen Familie“, was nicht so gerne offen gelegt wird? Wären leistungsabhängige Stipendien ein besserer Anreize?

Das Problem der Egalisierung und Schichtenbildung (über Hauptschule, Realschule, Gymnasium) ist in Deutschland wesentlich stärker ausgeprägt als z. B. in den USA: In den öffentlichen Schulen gibt es dort beispielsweise häufig zwei Lehrer, die simultan eine Klasse betreuen: Eine Lehrkraft kümmert sich um das Mitkommen der Schwächeren, während eine andere den „normalen Unterricht“ hält. Als Kooperationsprinzip zwischen den Schülern setzt sich zudem als Prinzip durch, dass die Besten den Schwächeren helfen. Und hinzu kommen weitere freiwillige Helfer – z. B. aus dem Kreis der Eltern. So werden frühzeitige institutionelle Aufteilungen eher überflüssig.

In verschiedenen Berufen ist das Studium oder auch die Promotion gleichsam eine berufliche Voraussetzung – wie etwa im medizinischen und juristischen Bereich und auch im „höheren Dienst“ der öffentlichen Verwaltungen. So müssen aber auch Pastoren eine akademische Ausbildung haben, und über 90 % aller katholischen Bischöfe in Deutschland sind promoviert. Für diese Berufe und Berufungen ist die weitergehende akademische Ausbildung insofern eine Schlüsselqualifikation.

Ein weiterer zu beachtender Aspekt ist das Studium von deutschen Studierenden im Ausland oder ausländischer Studierender im Inland. Im ersten Fall ist die Rolle als „Botschafter“ der deutschen Kultur offensichtlich (wenn auch nicht notwendiger Weise gelebt), im zweiten Fall insbesondere dann zu beobachten, wenn diese Absolventen nach ihrem deutschen Studium oder – noch intensiver – nach ihrer hiesigen Promotion wieder in das Heimatland zurückgehen. Durch die enge Bindung zwischen der Alma Mater, den Betreuenden sowie den Kommilitonen und dem Doktoranden erfolgt – so eine mögliche Hypothese – eine Annäherung der kulturell geprägten mentalen Modelle der Doktoranden an diejenigen ihrer akademischen Heimat.

Zur Bedeutung der Promotion:

Was ist eine Promotion und welche ursprüngliche Bedeutung hat sie? Wesentliche Antworten auf diese Frage weisen darauf hin, dass es sich bei der Promotion um eine

- selbstständige (das wissenschaftliche Problem sollte selber erkannt werden),
- wissenschaftliche Leistung handelt, die insofern einen erkennbaren Beitrag im wissenschaftlichen Bereich leistet,
- wobei dieser Beitrag nachvollziehbar sein muss
- und zwar a) anhand der Quellen b) in seiner redlichen Form und c) den gegenwärtigen Stand der Forschung berücksichtigend.

Die Promotion umfasst eine akademisch gesehen fachtechnische Spezialisierung und trägt darüber hinaus im Grunde wesentlich zur Persönlichkeitsbildung sowie Sozialisierung („man gehört zum Clan der Promovierten dazu“, vielleicht ähnlich wie im Falle einer absolvierten „Kadettenschule“) bei. Insofern ist die Promotion Teil eines umfassenden Verständnisses von einem persönlich vollzogenen Bildungssystem, da es Aspekte von Arbeitsorganisation, Motivation, Lasten managen und Problemerkennung einschließt.

Zur Bedeutung der strukturellen und prozessualen Unterschiede der akademischen Bildungssysteme

Eine Frage von hoher aktueller Relevanz bezieht sich auf das Verhältnis zwischen Freiheit und Betreuungsintensität während des Studiums – einschließlich des Promotionsstudiums.

Aus einer seiner internationalen Studien berichtete z. B. Prof. Dr. Gerd Reber (Linz) in einem Editorial der DBW hinsichtlich der Auswirkungen des stärker verschulerten US-amerikanischen Ansatzes einer universitären Ausbildung verglichen mit dem wesentlich liberaleren deutschen universitären Ansatz im Bereich der Managementlehre: Hinsichtlich der Beherrschung von Managementtechniken in gut strukturierten Entscheidungssituationen konnten empirisch keine Vorteile des verschulerten US-amerikanischen Ansatzes gegenüber dem eher offen als Wissensmarkt organisierten

deutschen Ansatz festgestellt werden. Bezüglich der situativen erfolgreichen Beherrschung von chaotischen Situationen war der akademische Bildungsprozess des deutschen „Uni-Marktes“ der „Uni-Schule“ in USA jedoch deutlich überlegen. Gründe für die Vorteilhaftigkeit des liberaleren, auf breiteren und somit freizügigeren Blickwinkeln basierenden deutschen Ansatzes liegen in der konzeptionell stärker ausgebildeten Fähigkeit, Umgebungssysteme intensiver mitzudenken und beim Angehen relativ schwach strukturierter Probleme umfassender, großflächiger, systemischer und somit letztlich erfolgreicher vorzugehen. Die Textbuchmethode einschließlich der Fallstudienmethode, die in den USA einen Aspekt der Verschulung ausmachen, verleiten wohl eher zum Gegenteil.

Als Nachteile kann wohl dem deutschen Ansatz vorgehalten werden, dass der Anspruch einer durchgängigen Strukturierung von Systemen a) die Geschwindigkeit für Problemlösungen verlangsamt und b) aufgrund eines eingebauten Perfektionierungsdranges mit nicht unbeachtlichen Bürokratisierungstendenzen einhergeht.

Verschulung ist eine Mentalitätsfrage. Es lässt sich auch eine Europäisierung guter amerikanischer Universitäten für die Top-Schüler/Studierenden feststellen. Für die breite Mitte aber herrscht Verschulung vor, was ggf. auch gut so ist. Die akademische Freiheit fördert die besser qualifizierten Studenten und Doktoranden, sie schadet aber möglicher Weise den weniger qualifizierten. Während man vermutlich davon ausgehen kann, dass ein stärker verschultes System den schwächeren sehr hilft, ohne den stärker Begabten grundsätzlich zu schaden.

An die vorstehende Diskussion schließen sich eine Menge offener Fragen an:

- Wie beurteilt die deutsche Praxis in ihren verschiedenen Sektoren die Promotion?
- Gibt es branchen- oder größenspezifische Unterschiede bezüglich der aufnehmenden Organisationen?
- Welche Rolle spielt die Promotion weiterhin für die Wissenschaft, wenn die früher eher obligatorische Habilitation an Bedeutung verliert oder ganz verschwindet?
- Kann man aus dem Bewusstsein einer nicht-verschulten Promotion mehr Selbstverständnis ableiten für einen deutschen Weg?

- Welche Rollen werden die überall in Einführung begriffenen Graduierten-Kollegs spielen und wie werden sie die Promotionslandschaft verändern?
- Welche Motive sprechen überhaupt weiterhin für das Promovieren? Welche Gründe dagegen?
- Sollten Frauen – besonders in den für sie bisher nicht typischen Fächern – für ihre Karriere zunehmend die Chance einer Promotion nutzen?
- Welchen Einfluss hat die Promotion auf das spätere Berufsleben – besonders hinsichtlich einer fortwährenden persönlichen Anpassung an veränderte Wissensbedingungen?
- Welche gesellschaftliche Anerkennung wird mit ihr in der Zukunft verbunden sein? Gehört man mit einer Promotion beispielweise zu „den“ Intelligenten oder wird die „Titelwirtschaft“ eher unbedeutender?
- Welchen Stellenwert hat die deutsche Promotion zukünftig im internationalen Wettbewerb?

Bemerkenswert ist eine Studie des US-Census-Bureaus, welche herausstellt, dass Promovierte in den USA im Durchschnitt 900.000 US-Dollars mehr Lebenseinkommen haben als die Master-Absolventen. Allerdings kann vermutet werden, dass diese höhere Verfügbarkeit von durchschnittlichem Lebenseinkommen auch für die sehr erfolgreichen Master-Absolventen zutrifft.

Eindrücke, Erfahrungen und Erlebnisse der Doktoranden

Von den anwesenden Doktoranden und den bereits seit vielen Jahren Promovierten wurden in loser Reihenfolge die nachfolgenden Gründe für das eigene Promovieren und die damit verbundenen bisherigen Erfahrungen offen gelegt:

- Der „Mikrokosmos“ ist ein hoher Einflussfaktor: Wenn der familiäre Rahmen viele Promovierte umfasst, liegt der Gedanke, selber zu promovieren, nicht mehr so fern.
- Wenn das Schreiben der Diplomarbeit viel Spaß gemacht hat, man also am „Selbermachen“ Freude gefunden hat und nicht so sehr am „Folien auswendig lernen“, dann ist der nächste Schritt in Richtung Promotion nicht mehr zu weit entfernt.

- Oftmals entsteht der besondere thematische Fokus der eigenen Doktorarbeit erst beim Durchdringen des Themengebietes sowie beim faktischen Schreiben der Dissertation.
- Auch die Mitarbeit in einem Forschungsprojekt kann zu einem speziellen Dissertationsthema gut motivieren.
- Eine eher ungewöhnliche Art zu promovieren liegt dann vor, wenn man relativ schnell das inhaltliche Ergebnis der Promotion erarbeitet hat und dann den Weg dorthin erarbeiten muss.
- Die Ideengenerierung für ein Thema sollte weitgehend beim Doktoranden verbleiben, allerdings sollten Hilfestellungen – zwecks Überwindung der „Lasten“ des Promovierens – hinsichtlich der Erstellung des Forschungsdesigns, verschiedener Methoden und Techniken des Forschens und wissenschaftlichen Arbeitens und der Wissenschaftstheorie schlechthin geboten werden.
- Ferner sollte sowohl die technische als auch die soziale Infrastruktur („Networking“) vorhanden sein und gepflegt werden.
- Vor allem der Stellenwert empirischer Forschung sowie der „richtige“ Umgang mit statistischen wie auch qualitativen Analyseergebnissen sollte begleitet werden.

Eine besondere Schwierigkeit wird im zu erlernenden Umgang mit dem „ewig schlechten Gewissen“ gesehen, welches erst relativ langsam mit der Fertigstellung der Dissertation überwunden wird.

Auch ist es sehr hilfreich, einen „gesunden Zeitdruck“ von Seiten des Betreuers aufzubauen, gerade für die „Perfektionisten“ und die „Schnarchnasen“. Eine Promotion ist ein Projekt und sollte damit auf der Basis eines Projektplanes einen definierten Anfangs- und Endzeitpunkt haben.

Promovieren ist „Leistungssport“, d. h. man geht eben auch hier an seine geistigen wie körperlichen und seelischen Grenzen.

Fraglich ist, ob man die Tauglichkeit zum Promovieren – ähnlich wie bei der Eignung und den Talenten zu anderen Tätigkeiten – mit Hilfe von speziellen Tests ermitteln kann.

Erkennbare Verbesserungspotenziale:

Eine offensichtliche Schwierigkeit besteht darin, dass es häufig nur bedingt messbar ist, welchen Beitrag eine Dissertation für die jeweilige Wissenschaftsdisziplin geleistet hat. Das gilt insbesondere für die schwächer strukturierten Disziplinen. Hinzu kommt das immer wieder zu beobachtende Elfenbeinturmdenken und -verhalten bei den dominierenden Wissenschaftlern selbst, die letztlich kein nachhaltiges Interesse an einem gemeinsamen „Body of knowledge“ zu erkennen geben.

Ein hilfreicher Ansatz könnte es sein, Erkenntnisfortschritte – etwa in der BWL und allgemein den Wirtschaftswissenschaften – besser zu dokumentieren und insofern mehr „Beitrags-Transparenz“ zu schaffen, etwa auf der Basis von Daten-, Modell- und Methodenbanken (übrigens ein alter BIFOA-Ansatz aus den Siebziger Jahren).

Auch sollten vermehrt marktliche Kriterien greifen, z. B. in Form eines „Wettkampfes der Ideen“, den es zu organisieren gilt, damit zielgerichtet die besten Vorschläge zum Erkennen anstehender Probleme verglichen und strukturiert werden können.

Zudem wäre über eine stärkere Abkehr von der Vorgehensweise „Antworten auf bekannte Probleme zu suchen“ und eine bewusste Hinwendung zu Konzepten des „Mehr gute Fragen (explorativ) finden“ sehr empfehlenswert. Nur aus einem dialektischen Vorgehen springen die Knospen des wissenschaftlichen Fortschritts.

Schließlich lässt sich somit auch ein Mangel an provokativen Themen und Thesen ausmachen, welche dann ebenso provokativ bearbeitet werden müssen – bis hin zur „rebellischen Kreation“.

Typenbildung für Promovierende:

Die vorstehenden Ausführungen regen dazu an, über verschiedene Typen von Doktoranden nachzudenken sowie über verschiedene – dazu angemessen passende? – Betreuungsmodelle. Nicht jeder Doktorand braucht das gleiche Maß an Disziplinierung durch den Betreuer, nicht jeder Doktorand fühlte sich mit dem gleichen Ausmaß an Freiheiten wohl und promovierte auf dieser Basis erfolgreich.

Eine erste Möglichkeit, hierzu einen Beitrag zu leisten, basiert auf der Unterscheidung zwischen der sachlichen Dimension und der verhaltensorientierten Dimension.

Aus sachlicher Perspektive kann etwa wie folgt zwischen „internen“ und „externen“ Doktoranden unterschieden werden:

1) Doktoranden als beschäftigte Mitarbeiter der Hochschule:

- a. Thematische Synergie über ein Projekt:
 - i. Schwacher Projektmitarbeiter und (egoistisch) fokussiert auf Dissertation
 - ii. Starker Projektmitarbeiter und nur unter Einsatz von Nachtarbeit und Wochenenden auch ein starker Dissertations-Fokus
 - iii. Projektmitarbeiter, die die eigenen Promotionsabsichten – aus welchen Gründen auch immer – aufgegeben haben.
- b. Dissertation ist unabhängig von einem Projekt oder einer bestimmten Zuständigkeit.

2) Externe Doktoranden:

- c. Unternehmung stellt ihren Mitarbeiter für einen begrenzten Zeitraum bei Bezahlung frei. Die Doktoranden sind Projektarbeit und gezielte, stufenweise Projektberichterstattung gewöhnt.
- d. Neben dem Beruf mit einer gewissen zeitlichen Freistellung durch die Firma, vertraglich mit dem Dissertations-Betreuer und der Firma abgesichert.
- e. Privat finanzierte berufliche Auszeit wird zum Promovieren genutzt
- f. Stipendiaten in freier Form oder in spezielle Fachprogramme eingebunden.

3) Studierende im Rahmen eines Graduierten-Kollegs

Aus verhaltensorientierter Perspektive fällt es schwieriger, auf eine systematische Typenbildung zu kommen. Aspekte, die sicherlich eine Rolle spielen, sind Zeitverständnis, Kommunikationsverhalten, Selbstanspruch, Organisierungsfähigkeit etc.

Aufbauend auf einer wie vorstehend skizzierten Typenbildung, müsste dann nach „situativ-passenden“ Betreuungsmodellen – unter Einbezug der sachlichen und verhaltensorientierten Dimension bei den Betreuern – Ausschau gehalten werden. Diese selbst sollten dann Gegenstand einer gezielten und begleitenden Forschung sein.

Philip Butzbach

Margot Eul

Heinz-Theo Fürtjes

Philipp Koepff

Harald von Kortzfleisch

Horst Kutsch

Andreas Liedtke

Fritjof Lücke

Thomas Raueiser

Franz Rogmans

Frank Schmitz

Ilya Szyperski

Thilo Tilemann

Norbert Szyperski